Zeitschrift: Die Glocken von Mariastein : Monatsblätter für Marienverehrung und zur Förderung der Wallfahrt zu unserer lb. Frau im Stein

Herausgeber: Wallfahrtsverein von Mariastein

Band: 8 (1930)

Heft: 6

Heft

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Mehr erfahren

Conditions d'utilisation

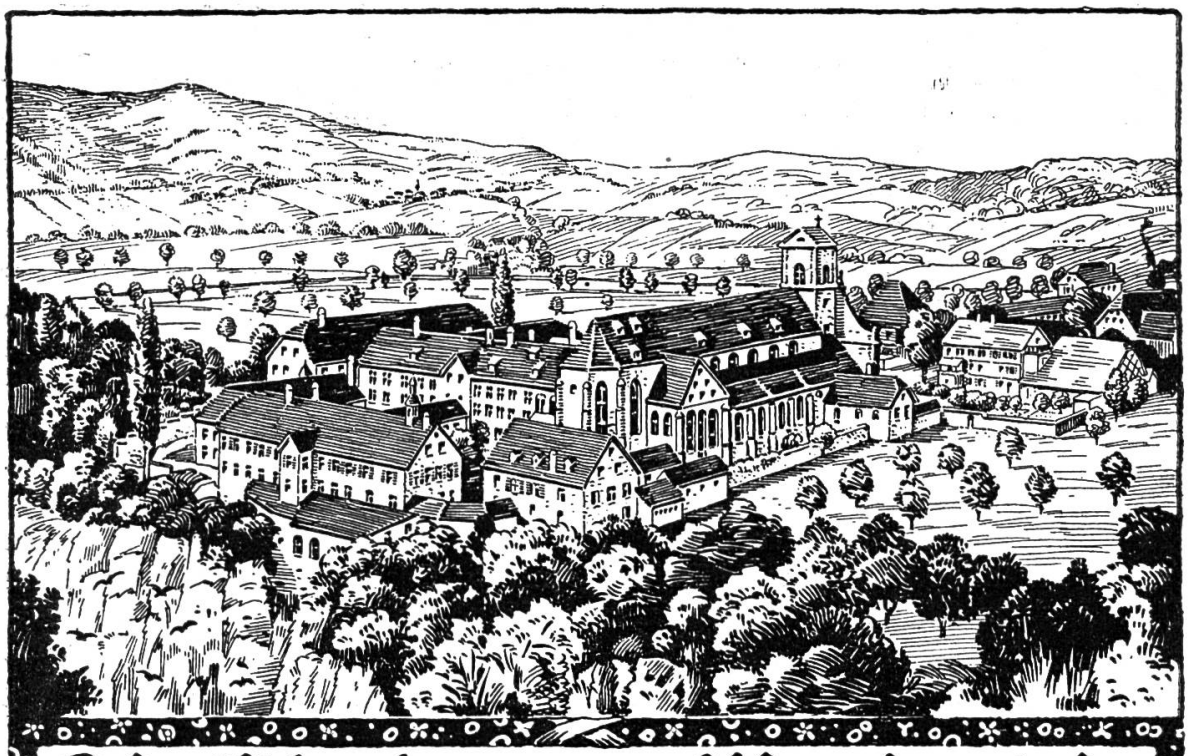
L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. En savoir plus

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. Find out more

Download PDF: 13.07.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, https://www.e-periodica.ch



Die Glocken von Mariastein

Monatsblätter für Marien-Verehrung und zur Förderung der Wallfahrt zu unserer lb. Frau im Stein. — Speziell gesegnet vom Hl. Vater Pius XI. am 24. Mai 1923 und 30. März 1928.

Herausgegeben vom Wallfahrtsverein zu Mariastein. Abonnement jährlich Fr. 2.50. Einzahlungen auf Postcheckkonto V 6673.

Nr. 6 **Mariastein,** Dezember 1930 8. Jahrgang

Allen Abonnenten und Lesern der Glocken von Mariastein, allen Mitarbeitern, Gönnern und Freunden derselben wünscht

seligen Weihnachtsfrieden und Gottes reichsten Segen zum neuen Jahr!

Die Redaktion.

Gottesdienst-Ordnung

21. Dez.: 4. Adventſonntag. Hl. Meſſen um 6, 6.30, 7 und 8 Uhr. 9.30 Uhr: Amt und Predigt. Nachmittags 3 Uhr: Veſper, Ausſetzung und Salve.

24. Dez.: Vigil von Weihnachten. . 8.30 Uhr: Amt in der Gnadenkapelle. Gebotener Faſt- und Abſtinenztag.

25. Dez.: Hochheiliges Weihnachtsfeſt. Der Nachtgottesdienſt findet nicht um 12 Uhr, ſondern erſt um 2 Uhr ſtatt mit dem Engelamt in der Baſilika. Nachher beginnen in der Gnadenkapelle ſofort die hl. Meſſen und wird daſelbſt nach jeder hl. Meſſe die hl. Kommunion ausgeteilt. In der Baſilika iſt Gelegenheit zur Beicht. 6.30 iſt in der Gnadenkapelle das Hirtenamt. 8 Uhr letzte hl. Meſſe daſelbſt. 9.30 Uhr: Predigt und Hochamt in der Baſilika. Nachmittags 3 Uhr: Feierliche Veſper, Ausſetzung, Segen und Salve.

26. Dez.: Feſt des hl. Erzmartyrers Stephanus. 8.30 Uhr: Amt in der Baſilika. Nach demſelben wird Wein geſegnet, zu Ehren des hl. Stephanus, und den Gläubigen an der Kommunionbank ausgeteilt.

27. Dez.: Feſt des hl. Johannes, Apoſtels. 8.30 Uhr: Amt in der Baſilika, nachher Weinſegnung zur Ehre des hl. Johannes und Austeilen an die Gläubigen an der Kommunionbank.

28. Dez.: Sonntag innerhalb der Oktav von Weihnachten und zugleich das Feſt der unſchuldigen Kinder. Hl. Meſſen um 6, 6.30, 7 und 8 Uhr. 9.30 Uhr: Amt und Predigt. Nachmittags 3 Uhr: Veſper, Ausſetzung, Segen und Salve.

31. Dez.: Abends 6 Uhr: Ausſetzung des Allerheiligſten, Te Deum, zum Danke für die während des Jahres empfangenen Wohltaten und feierliches Glockengeläute.

1. Jan.: Feſt der Beſchneidung Chriſti und zugleich Neujahrstag. Hl. Meſſen um 6, 6.30, 7 und 8 Uhr: 9.30 Uhr: Predigt und Hochamt. Nachmittags 3 Uhr: Veſper, Ausſetzung, Segen und Salve.

2. Jan.: Feſt des hl. Namens Jeſu. 8.30 Uhr: Amt in der Baſilika.

4. Jan.: Sonntag nach Neujahr. Hl. Meſſen um 6, 6.30, 7 u. 8 Uhr. 9.30 Uhr: Amt und Predigt. Nachm. 3 Uhr: Veſper, Ausſetzung, Segen u. Salve.

6. Jan.: Feſt der hl. Dreikönige. 8.30 Uhr: Amt in der Baſilika.

11. Jan.: Sonntag innerhalb der Oktav und äußere Feier des Feſtes der Erſcheinung des Herrn. Gottesdienſt wie am letzten Sonntag.

14. Jan.: Jahrzeit für H. H. P. Thomas Bader, O. S. B. 9 Uhr: Offizium; 9.30 Uhr: Feierliches Requiem mit Libera.

15. Jan.: Feſt des hl. Maurus, Abtes und Schüler des hl. Benedikt. 8.30 Uhr: Amt in der Baſilika. An dieſem Tage kann in Mariaſtein unter den gewöhnlichen Bedingungen ein vollkommener Ablaß gewonnen werden.

18. Jan.: 2. Sonntag nach Epiphanie. Gottesdienſtordnung wie an den andern Sonntagen.

20. Jan.: Feſt des hl. Sebaſtian. Um 7 Uhr: Amt am Sebaſtians-Altar.

22. Jan.: Feſt des hl. Vinzenz, Martyrers und Patron der Baſilika von Mariaſtein. Die hl. Meſſen ſind um 6, 6.30, 7 und 8 Uhr in der Gnadenkapelle. Das levitierte Hochamt und die Predigt um halb 10 Uhr in der Baſilika.

Advents-Gedanken

„Komm du wahres Licht der Welt," beten und singen wir im Adventsliede. — Das wahre Licht ist gekommen. Christus der Herr sagt es: „Ich bin das wahre Licht, das jeden Menschen, der in diese Welt kommt, erleuchtet." Und der Evangelist Johannes, der das Licht gesehen hat und in diesem Lichte gewandelt ist, schreibt in seinem Evangelium: „Das Licht leuchtete in der Finsternis, aber die Finsternis hat es nicht begriffen."

Im Finstern wandelt der Blinde. Es gibt eine doppelte Blindheit, eine Blindheit des Leibes und eine Blindheit der Seele; und wegen dieser Seelenblindheit wandeln viele in stockfinsterer Nacht.

Schon die leibliche Blindheit ist etwas sehr Bedauernswertes. Tobias erblindet und klagt: „Auf welche Freude kann ich noch auf Erden hoffen, da ich das Licht des Himmels nicht sehe? Was nützt es mir, daß der Urheber der Natur die Sonne erschaffen hat und die Sterne und alles was schön ist auf Erden, wenn ich es nicht sehen darf." — Und doch hat die leibliche Blindheit das Gute, daß der Blinde die Blindheit erkennt. Er bildet sich nicht ein, Dinge zu sehen, die nicht sind. Er geht nicht auf gefährliche Wege, ohne einen vertrauten Führer mitzunehmen. Er denkt nicht, ich sehe genug.

Ganz anders verhält es sich mit der Seelenblindheit. Der an der Seele erblindete ist ein blind Sehender, d. h. er sieht die Dinge in einem ganz andern Licht, er sieht etwas, wo nichts ist. So sieht der Seelenblinde in den Gütern dieser Welt eine Glückseligkeit, die nicht ist. Die Heilige Schrift bezeugt es uns. — Nabuchodonosor, der König von Babylon, sah das mächtigste Reich der Welt unter der Gestalt des Goldes, des Silbers und der edelsten Metalle. — Der Prophet Daniel sah eben dieses Weltreich unter der Gestalt der grausamsten Tiere. Wie ist das zu erklären? Nabuchodonosor war ein verblendeter Fürst, er sah, was nicht wahr ist. Er sah in den irdischen Gütern etwas Kostbares, Beständiges. Der Prophet, vom Himmelslicht erleuchtet, sah diese Güter als das, was sie sind, als grausame Ungeheuer, die das Menschenherz zerreissen. Der Prophet Daniel will uns sagen: Ihr meint eure Glückseligkeit in den Ehren dieser Welt zu finden; aber ihr seid blind. Euer Ehrgeiz ist ein Löwe, der euch zerreißt. Ihr setzt euer Wohl in euer Geld, in Vergnügen und sündhafte Lustbarkeiten; aber ihr fühlt es selbst, daß ihr entsetzliche Ungeheuer in euerm Herzen habt, die es zernagen. Ihr jagt einem Irrlichte nach und versinkt im Morast. — So sind die irdischen Güter, sie zeigen sich in einem falschen Licht, sie zeigen dir eine vermeinte Glückseligkeit; hast du sie aber erreicht, so sind es bittere Enttäuschungen.

Wie sehr die irdischen Güter den Menschen blenden und für das Gute blind machen können, sagt uns der weise König Salomon: „Ich suchte überall Glückseligkeit, fand sie aber nirgends. Ich meinte mein Glück in schönen Palästen zu finden und in aufgehäuften Schätzen. Ich baute Paläste; ich sammelte unermeßliche Reichtümer und Schätze, aber ich gewahrte bald, daß ich gesehen hatte, was nicht war. Kaum wandte ich mich von diesem Irrwahne ab, so zeigte mir ein falscher Schein, du findest dein Glück in Ehren. Ich ließ mir von den Völkern der Erde

Ehre erweiſen. Aber dieſer eitle Glanz, der mich betrogen hatte, verſchwand und lehrte mich, daß alle dieſe Ehren nur Dunſt ſeien, die vorübergehend blenden, aber die Wünſche des Herzens nicht erfüllen konnten. Nun ſuchte ich die Glückſeligkeit in den Freuden und Wohlluſten, ich verſagte meinem Herzen nichts. Alles was es Schönes unter dem Himmel gab, diente meinen Begierden. — Aber alle Vergnügen waren mir heimliche Peiniger. Da öffnete mir der Herr die Augen, und in himmliſchem Gnadenlichte ſah ich die Dinge, wie ſie ſind. Ich ſah in allem Eitelkeit und Geiſtesplage."

Wie viele Erdenpilger könnten uns heute das Gleiche ſagen! Darum heraus aus der Finſternis der Sünde, und aus der Verblendung der trügeriſchen Weltgüter und Weltfreuden. Hin zur Weihnachtskrippe, zum Lichte des göttlichen Kindes in demütigem Glauben. Und Chriſtus wird deine Seelenblindheit wegnehmen, Chriſtus wird dich erleuchten! P. C. M.

Weihnacht

Ein Kind gebor'n zu Bethlehem
Alleluja, Alleluja, Alleluja!
Des freut ſich Jeruſalem;
Alleluja, Alleluja, Alleluja!
Dort liegt es in dem Krippelein,
Ohn' Ende iſt die Herrſchaft ſein. —

Die Zeit war erfüllt. Es war erſchienen jener, auf den die Völker harrten. Das Reis aus der Wurzel Jeſſe's war aufgeſproſſen. Die Jungfrau hatte einen Sohn geboren. Ruhig, nicht wie ein phantaſtiſches Märchen indiſcher oder griechiſcher Mythologie, ſondern wie eine hiſtoriſche Tatſache erzählt uns der Evangeliſt: „Und ſie gebar ihren erſtgeborenen Sohn, wickelte ihn in Windeln und legte ihn in eine Krippe, weil in der Herberge kein Platz für ſie war." Und in jener Zeit waren Hirten in der Nähe und hüteten ihre Schafe. Und ein Engel Gottes ſtand plötzlich bei ihnen und ſprach zu ihnen: „Ich verkündige Euch eine große Freude: Heute iſt in der Stadt Davids der Heiland geboren worden. Ihr werdet ein Kindlein finden, in Windeln eingewickelt und in der Krippe liegend." — Und ſogleich erſchienen bei dieſem Engel eine Menge himmliſcher Geiſter, die Gott lobten und ſangen: „Ehre ſei Gott in der Höhe und Friede den Menſchen auf Erden, die eines guten Willens ſind!"

„Und als die Engel von ihnen geſchieden waren, gingen die Hirten hin und fanden alles, wie es ihnen der Engel geſagt. — Und ſie fielen nieder und beteten es an." —

Das war die erſte Weihnacht, und in Erinnerung an ſie wird bis zum heutigen Tage auf dem ganzen chriſtlichen Erdkreis im Weihnachtsfeſt die Geburt des Erlöſers feierlich begangen. Es iſt wahrhaft ein Kinderfeſt, ein Feſt der kindlich gläubigen Seelen.

Auch in unſeren Jugenderinnerungen lebt das Weihnachtsfeſt wohl noch fort. Wir gedenken der Sehnſucht, mit welcher wir dem Feſte entgegenharrten; wir gedenken der Wonne beim Oeffnen der Tür zu

dem Zimmer, in welchem der Tannenbaum mit seinen zahlreichen Kerzlein prangte; wir erinnern uns der Geschenke, die unter ihm lagen, der Krippe, welche man aus Brettchen und Baumrinde und Moos und Stroh zurecht gezimmert und mit allerlei Figuren und Zieraten versehen hatte. Damals hing unser Herz wohl mehr an den glänzenden Sachen und Sächelchen, als an der hohen Bedeutung des Festes. Jetzt möge die letztere unser Herz erwärmen, die brennenden Kerzen mögen uns erinnern an den, der da sprach: „Ich bin das Licht Welt"; die Geschenke, welche die Kinder erfreuen, mögen uns mahnen an die unbeschreiblichen Güter, welche uns die Geburt des Weltheilandes gebracht; die Krippe möge uns im Geiste versetzen in die Grotte von Bethlehem. Vor ihr wollen wir in kindlich gläubigem Herzen niederknien und zu unserem neugeborenen Erlöser beten, in den Worten des alten Kirchenliedes:

„O Kindelein! Von Herzen
Will ich dich lieben sehr,
In Freuden wie in Schmerzen,
Je länger, umso mehr.

Dazu die Gnad' mir gebe,
Bitt' ich aus Herzengrund,
Daß Dir allein ich lebe
Jetzt und zu aller Stund'." — P. A. S.

Johanniswein

„Trinke die Liebe des hl. Johannes!" Mit diesen Worten reicht der Priester den Gläubigen am Johannistag den gesegneten Wein.

Dieser Brauch geht zurück auf eine alte Legende: „Es war in Ephesus, einer großen Stadt Kleinasiens; da lebte etwa um das Jahr 100 nach Christus ein Mann hochbetagt an Jahren, ehrwürdig an Gestalt. Wohl an die 100 Jahre lagen auf seinen Schultern, aber immer strahlte majestätische Schönheit aus seinem Antlitz, wenn er sich in seiner Sänfte durch die Straßen der Großstadt tragen ließ. Die ihn nicht kannten, blieben voll Bewunderung stehen und sahen ihm nach, und die ihn kannten, traten ehrfurchtsvoll zur Seite und grüßten ihn. — Das war Johannes, der Apostel, der Liebesjünger des Herrn.

Wieder an so einem Tage trug man ihn in das Haus des heidnischen Oberpriesters Aristodemus. Johannes wollte die Lehre Jesu Christi auch in dieses Haus hineinpflanzen. Bisher waren alle seine Versuche, den heidnischen Oberpriester zum Glauben zu bekehren, vergeblich gewesen. Vor kurzem aber hatte St. Johannes in einer Predigt davon gesprochen, wie Jesus einmal zu seinen Aposteln gesprochen habe: „Ich gebe euch die Macht, auf Schlangen und Skorpionen zu treten, und nichts wird euch schaden" (Luk. 10, 19.) — da kam Aristodemus zu ihm und versprach ihm, er wolle sich bekehren, wenn Johannes einen Giftbecher trinke, ohne daß er am Leben, ja nicht einmal an der Gesundheit Schaden leide.

Heute sollte nun die Probe sein. Christen und Heiden sind in großer Zahl zusammengekommen im Hause dieses Heiden, die Christen voll Hoffnung und Zuversicht auf die Kraft Jesu Christi, die Heiden

mit hämiſcher Freude über den ſicheren Tod des Oberhauptes der Chriſten. Die Richter der Stadt hatten auch zwei zum Tode verurteilte Verbrecher in das Haus des Oberprieſters bringen laſſen. An ihnen wurde die Wirkung des Giftes zuerſt erprobt. Kaum hatten dieſe von dem Gift genommen, als ſie ihr Geſicht unter den furchtbarſten Schmerzen verzerrten und zuſammenbrachen. In wenigen Augenblicken waren ſie tot. Da nahm der Apoſtel den Giftbecher in die Hand. Voll majeſtätiſcher Ruhe ſegnet er den Becher mit dem Gift und ſeine Lippen murmeln ein herzliches Bittgebet. Dann trinkt er den Becher aus und gibt ihn wieder zurück. — Eine rieſige Spannung hatte die Menge ergriffen. — Doch der Heilige bleibt unverſehrt. Da endlich wandte ſich St. Johannes an Ariſtodemus: „Ariſtodemus, ich erinnere Dich an Dein Verſprechen. Willſt Du jetzt ein Chriſt werden?“ — „Nein,“ entgegnete dieſer, „denn Du biſt ein Zauberer und Deinem Gott und ſeinen Werken glaube ich nicht.“ — „Nun, ſo wird mein Gott auch die beiden Toten da wieder lebendig machen, damit Du an ihn glauben mögeſt.“ — Und Johannes beugt ſich über die noch warmen Leichen, hebt ſeine Augen betend zum Himmel und, ſiehe, die Toten wachen auf, ſie bewegen ſich und erheben ſich. — Erſtaunt rufen die Heiden aus: „Groß iſt der Gott der Chriſten!“ und überwältigt fällt Ariſtodemus vor Johannes auf die Knie: „Ich glaube an Deinen Gott, Johannes.“

Es iſt dies ja allerdings nur eine ſchöne Legende; aber ihr verdanken wir es doch, daß ſich dieſer liebliche Brauch der Weihe des Johannisweins in der katholiſchen Kirche erhalten hat. — „Trinke die Liebe des heiligen Johannes!“ Der Wein, den uns der Prieſter reicht, iſt ein Sinnbild deſſen, was in unſer aller Herzen lodern ſoll: eine innige Liebe zu Gott, eine feurige Johannesliebe. P. A. S.

Neujahrs-Gedanken

Es ſchwindet hinter Bergesrücken,
Sylveſter hört ſein letztes Weh'n,
Es wandelt ſchon auf Jenſeitsbrücken,
Das alte Jahr, — es will vergeh'n!

Ein neues bringt des Jänners Morgen!
Es ſoll ihm Heil und Segen ſein!
O mag's in aller Huld beſorgen,
Die liebe, gute Frau im Stein!

Die Erde vollendet im Dunkel der Sylveſternacht ihren Rieſenkreislauf um die Sonne, um ihn von neuem zu beginnen. Währenddem die meiſten Menſchen in tiefem Schlafe und ſüßen Träumen verſunken ſind, andere bei Feſtgelagen die Sylveſternacht verjubeln, Kranke auf ihrem Schmerzenslager jammern und ſehnſüchtig den folgenden Morgen erwarten, Karthäuſermönche in langer Lichterprozeſſion in tiefem Schweigen durch den weihevollen Kreuzgang des Kloſters wandeln, um ſich zur Mette zu begeben, Kloſterfrauen der ewigen Anbetung voll Andacht vor dem Tabernackel knien, um den Herrn der Jahrhunderte anzubeten und ſeine Huld auf die Menſchheit herabzuflehen, trägt ſie die Erde hinüber ins neue Jahr, ins Jahr 1931.

Es ist für den Menschen wirklich eine ernste Stunde, wenn in der Sylvesternacht der Glockenhammer prasselnd auf die Glocke niederfällt und mit zwölfmaligem wuchtigem Schlag die Scheidestunde des alten und den Beginn des neuen Jahres den Menschenkindern verkündet. Es ist dies eine ernste Stunde, und nie sollte es eigentlich ruhiger in und um den Menschen herum sein, als dann. Ernst erwogen, ist es wirklich nicht am Platze, den Sylvesterabend, die Sylvesternacht in Saus und Braus zu verjubeln und sodann leichtsinnig ins neue Jahr hinüber zu bummeln. Da sollte der Mensch in aller Stille erwägen, wie schnell die Zeit vergeht, wie sich im menschlichen Leben die Stunden, die Tage, Wochen, Monate und Jahre verdrängen und wie schnell er in jenes Jahr eintritt, dessen Jahreszahl man seinem Grabstein oder Grabkreuz eingravieren wird. Er soll erwägen, daß nun wieder ein Jahr vorbei ist — vorbei für immer, ohne daß je eine einzige Stunde davon zurückkehre, auf daß er sie besser, nützlicher anwende; ein Jahr über das er vor Gott Rechenschaft abzulegen hat.

Das Leben hat ja, wie das Jahr, seinen Frühling, seinen Sommer, seinen Herbst und seinen Winter. Und wie auch schon im Frühjahr und im Sommer Blumen welken, so verwelkt gar manches Menschenleben in seinem Frühling oder Sommer und stirbt ab.

Der Frühling des Lebens ist die goldene Kinder- und Jugendzeit. In herrlichem Morgenrot geht die Lebenssonne auf, es fängt an zu knospen und zu blühen. Es ist ein Stück Paradiesleben, das Gott in seiner Güte noch auf Erden ließ. Da lebt das kleine Erdenkind noch ohne Sorge, ohne Kummer für den folgenden Tag. Die Kindesseele ist noch nicht verfinstert von der Leidenschaft, sie ist noch rein wie der Schnee, das Kindesauge spiegelt die klaren Wellen des Gebirgsbaches.

Es kommt die Schulzeit, und mit ihr beginnt ein neuer, ernsterer Lebensabschnitt; jener, in dem Eltern und Erzieher pflichtgetreu ganz besonders dafür zu sorgen haben, daß das Ebenbild Gottes im Kinde erhalten bleibe.

Die Sonne steigt höher, die Knospe entfaltet sich. Der Knabe wird zum Jünglinge, das Mädchen zur Jungfrau. Es öffnen sich dem Jünglinge, der Jungfrau der Wege und Aussichten gar viele. Was träumt da nicht alles ihr jugendliches, Lust, Freude und Freiheit liebendes Herz. Wie ein Wanderer, der im Morgennebel seine Reise antritt, so hofft der Jüngling auf einen schönen, sonnigen Tag. Wie ganz anders fallen oft diese Jugendträume aus. Wie oft auf warme Frühlingstage, die Laub, Blüten und Blumen frühzeitig hervorlockten, noch kalte, schnee-, eis- und frostreiche Tage und Nächte folgen, und das vorher Geschaffene und Erblühte wieder zum Welken bringen, so senkt sich auch oft auf jugendliche Herzen der Frost der Leidenschaften und erstickt und tötet schon in ihrem Keime, in ihrer Knospe, all die schönen Hoffnungen, welche Eltern und Erzieher auf die Jugend gesetzt. Nicht selten opfert ein Jüngling, eine Jungfrau den unlautern Trieben einer augenblicklichen Leidenschaft alles, das beste, und erkauft sich für den Rausch weniger Stunden bittere Reue und vernichtende Schande. Glücklich der Jüngling, glücklich die Jungfrau, welche in dieser kampfesschweren Zeit auf die Stimme des Gewissens, auf die Mahnungen der Eltern und des Seelsorgers hört und sich überwinden lernt, denn getrost kann er dann hineinschreiten in den Hochsommer des Lebens! — Die Sonne

ſteht im Mittag. Die Blüten ſind abgefallen, verdrängt durch Früchte und Aehren. Es beginnt für den Menſchen, was Schiller ſo trefflich ſchildert:

Der Mann muß hinaus
Ins feindliche Leben,
Muß wirken und ſtreben,
Und pflanzen und ſchaffen,
Erliſten, erraffen,
Muß wetten und wagen,
Das Glück zu erjagen.

Die Verantwortung iſt größer geworden. Der ernſte, oft rauhe Lebenskampf beginnt. Sind auch viele Ideale zerronnen und hat ſich auch da das Morgenrot in einen kalten, trüben, nebligen Regentag aufgelöſt, ſo muß das Ideal dennoch in der Bruſt des Mannes fortleben und Früchte zeitigen. Vater und Mutter ſind es nicht mehr, die ſorgen für Nahrung und Kleidung, die meiſten Menſchen haben ſich dann ſchon ſelber ein Heim gegründet und müſſen nun ſelber für eine Familie ſorgen. Auf einem oft mühen- und ſorgenvollen Pfade müſſen in dieſem Lebensalter Mann und Frau dahinſchreiten, und blühen gar viele und herrliche Roſen auf ihrem Lebenswege, fühlen ſie dennoch gar oft deren ſtechende Dornen.

Die meiſten Menſchen ſtehen ſchon in dieſem Lebensalter, am letzten Grenzſteine ihres Lebens und ziehen, ohne den Winter abzuwarten, hinüber ins Jenſeits. Für den kleineren Teil der Menſchheit bricht der Winter des Greiſenalters an.

Die Sonne neigt ſich dem Untergange zu. Die Herbſtzeitloſe ſteht noch allein im Glanze des Abendrotes auf der fahlen Wieſe. Dieſer Herbſtblume gleich ſteht der Greis da. Die Freunde und Genoſſen ſeiner Jugend ſind faſt alle geſtorben, es fehlt gar manch teures, liebes Haupt. Das Gefühl der Vergänglichkeit und des nahen Todes wird in ihm immer lebhafter, währenddem ſeine Kräfte abſterben. Glücklich der Greis, die Greiſin, die auf einen frommen, gottergebenen Lebenswandel zurückblicken können, denn dieſes Bewußtſein mildert die Leiden und Gebrechen ihres Alters und umleuchtet ſie wie ein liebliches Abendrot. Ein himmliſches Heimweh erfaßt ihre Seele, Heimweh nach Gott, Heimweh nach jenen, die ſie auf Erden geliebt und die ihnen im Tode vorangegangen und voll heißer Sehnſucht nach dem ewigen Wiederſehen, auf des Himmels herrlichen Auen, legen ſie als müde Erdenpilger ihren Wanderſtab nieder, zurück in Gottes Hand.

Wie nahe ſtehen Wiege und Grab!

Magſt du nun am Markſteine, am Grenzpfahle der Kindheit, des reiferen Alters oder des Greiſenalters ſtehen, ſo wiſſe, daß die Jahreszahl 1931 dennoch auf deinen Grabſtein oder in dein Grabkreuz eingraviert werden kann.

Lebe darum ſo, daß dein Sterbejahr auch dein Geburtsjahr für den Himmel werde. P. T.

Werbet für die „Glocken von Mariaſtein"

Die hl. drei Könige

(Legende nach Lobkowitz.)

Die alten Legenden erzählen von einem großen Berg, Vaus, in Indien. In diesem Berge gab es viele Höhlen und Klüfte und dort wohnten Männer, die von der Welt zurückgezogen der Weisheit lebten. Einer von ihnen hieß Balaam; dieser wußte viele verborgene Dinge und sein Blick konnte in die Zukunft schauen. So kam es, daß er den Menschen wie ein Prophet erschien, und bald sah man eine Schar Jünger um ihn sich sammeln, die in benachbarten Höhlen lebten und am Abend stiegen sie hinauf zu ihrem Meister, der sie dann Worte tiefster Weisheit lehrte. —

An einem Abend stiegen Balaam und seine Jünger zum Berggipfel hinauf. Es war zur Zeit des Sonnenunterganges. Balaam, schon ein Greis mit Silberhaaren, setzte sich oben auf einen Stein und schaute lange in die untergehende Sonne. Da erhob er sich plötzlich, breitete seine Arme aus und rief: „Ich sehe einen Stern aufgehen in der Dunkelheit, und ein Mann wird geboren, der soll herrschen über alle Menschen. Friedensfürst wird er sein und Völkerhirte. Und der Stern wird seiner Ankunft vorhergehen und seinen Pfad bescheinen.“ — So sprach er, — und er brach plötzlich zusammen und war tot. — Und die Jünger beweinten ihn und begruben ihn in der Höhle. Dann aber taten sie dem Volke Balaams Weissagung und das Volk glaubte daran und freute sich auf den, der da kommen sollte. — — —

Als nun eines Abends der Lieblingsschüler Balaams am Grabe seines Meisters Wache hielt und oben auf jenem Steine saß, auf dem Balaam zuletzt gesessen, — da dachte er an seinen verstorbenen Meister und meinte, wie glücklich er wäre, wenn er zuerst den Stern erblicken könnte. — Und als er so dasaß und zu den Sternen aufsah, — da war es ihm auf einmal, als ob diese Nacht ganz anders sei, wie die andern Nächte, stiller, ruhiger, feierlicher. — Und es ergriff ihn eine große Sehnsucht nach dem Großen, der da kommen sollte. Und wie er aufstand und den Blick nach dem Himmel wandte, da mußte er geblendet seine Augen schließen: Ein Stern war aufgegangen, groß und gewaltig wie eine Sonne stand er da und sein weißes Licht flutete über alle Lande, die im Schatten der Nacht gelegen. — Groß war die Freude bei den Talbewohnern, als die Kunde sie erreichte, daß Balaams Stern aufgegangen sei. —

In dieser Zeit herrschten über Indien drei Könige. Ihre Reiche waren groß, durch Ströme, Gebirge und Wüsten voneinander getrennt, sodaß keiner von dem andern etwas wußte. Das eine dieser drei Reiche war Nubien; sein König hieß Melchior. Ueber das zweite der Reiche, das Land Godolia gebot König Balthasar und in Tharsis, dem dritten Reiche, herrschte König Kaspar.

Auch zu diesen war die Kunde von Balaams Weissagung gedrungen und wie der Lieblingsjünger, hatten auch sie in jener heiligen Nacht den Stern gesehen. Ihnen schien er größer und leuchtender als eine Sonne und es war ihnen, als ob von dem Sterne eine Stimme ausginge: „Heute ist geboren ein König der Juden, die Erwartung der Völker und einst ihr Beherrscher.“ Und es ergriff eine heiße Sehnsucht

die Herzen dieſer Könige und ſchon am andern Tage beluden ſie ihre Kamele und Laſttiere mit koſtbaren Schätzen und machten ſich mit Dienern und Gefolge auf, um den zu ſuchen, den die Völker erwarteten. Der Stern aber ging vor ihnen her bei Tag und bei Nacht. Sie zogen durch große waſſerloſe Wüſten, über hohe, ſchneebedeckte Gebirge, über tiefe, breite Ströme, — und kamen durch viele Länder und in viele große Städte. Und oft, wenn vom Abendhimmel die dunklen Abriſſe

einer hohen Burg ſich abhoben, wenn eine mächtige Stadt ſich zeigte mit Tempeln und Paläſten, da fragten ſie ſich: „Wird es wohl hier ſein, wo dieſer König geboren wurde?“ — Aber der Stern zog weiter und die Könige hinter ihm her und hielten nicht an und fragten nicht nach dem Namen der Stadt und des Landes und des Königs. So zogen die Könige weiter, ohne zu eſſen und zu trinken, ohne zu ſchlafen und zu ruhen, zogen weiter Tag und Nacht, geführt vom Lichte des Sternes, getrieben von Sehnſucht und Hoffnung, zwölf Tage und zwölf Nächte waren vorüber; in der zwölften Nacht aber kamen ſie in die Nähe der Stadt Jeruſalem. Ein dichter, undurchdringlicher Nebel legte ſich da

auf die Erde und zwang die reisenden Männer ihre Zelte aufzuschlagen; sie lagerten sich um einen Berg; die Leute nannten ihn Golgatha. Von drei verschiedenen Seiten waren die Könige gekommen und zu der Zeit, wo sie ihre Zelte aufgeschlagen hatten, wußten sie noch nichts voneinander. Der Nebel wurde immer dichter und es ward eine finstere, schaurige Nacht. Die Könige saßen stumm und traurig in ihren Zelten, denn der Stern, der bisher ihr Führer gewesen, war plötzlich verschwunden. Die dichte Finsternis, die sie umgab, lastete auf ihren Seelen. Es war die Stille des Grabes und das Schweigen des Todes um sie herum. — Da tönte plötzlich in diese stille, schaurige Nacht hinaus, wie aus weiter Ferne kommend, eine Stimme, wie die Stimme eines Menschen, der über ein breites Wasser ruft: „Gott, mein Gott, warum hast du mich verlassen? Ich bin ein Wurm und kein Mensch, der Leute Spott und des Volkes Verachtung. Sie haben meine Hände und Füße durchbohrt und alle meine Gebeine gezählt. Meine Kleider haben sie unter sich verteilt und über mein Gewand das Los geworfen."

Die Stimme schwieg. Die Könige waren zu Tränen gerührt und traten aus ihren Zelten heraus. Der Nebel hatte sich etwas gelichtet; sie schritten langsam zum Gipfel hinan. Und wie sie auf den Gipfel kamen, da war es ihnen, als ob aus dem Berge langsam ein gewaltiges Kreuz emporwüchse, das mit seinem Scheitel den Himmel berührte; und der Himmel spaltete sich und die Könige sahen hinein in unendliche Höhen von Licht und Glanz, in unendliche Tiefen, darinnen erdferne Sterne und Sonnen kreisten. Da stürzten sie zur Erde nieder und als sie wieder aufschauten, waren sie allein. Die Erscheinung war verschwunden und sternenklare Nacht umgab sie, und im Süden der Stadt Jerusalem leuchtete in ruhiger Pracht der Wunderstern des Balaam, vor dem die Könige sich in Ehrfurcht neigten. Da bemerkte nun auch jeder die beiden andern Gefährten auf der Höhe und sah das Gefolge, das an den Seiten des Berges in Zelten gelagert war. Groß war die Freude, als sie erkannten, daß derselbe Stern, dieselbe Sehnsucht und dieselbe Erwartung sie aus fernen Landen hierher zusammengeführt hatte. Zusammen zogen sie am folgenden Tage nach Jerusalem, zu König Herodes und fragten ihn, wo der neugeborene König der Juden zu finden sei. Aber Herodes wußte nichts von einem neugeborenen König der Juden. Die Schriftgelehrten jedoch, die er befragte, fanden aus ihren Büchern, daß er in Bethlehem, im Lande Juda, geboren werden müsse. — Noch am Spätnachmittag des gleichen Tages brachen die Könige samt Gefolge nach Bethlehem auf. Der Abend brach herein, als sie endlich Bethlehem erblickten, aber sie suchten vergeblich eine hochragende Königsburg, die den neugeborenen König bergen sollte. Schon meinten sie fast getäuscht worden zu sein, aber der Stern schwebte ihnen voran, und es war, als ob das Licht des Sternes sich verdoppelte, je mehr er sich dem Städtchen näherte. Und daraus schlossen sie, daß das Ziel ihrer Reise nahe sei und sie hielten an und legten ihre königlichen Gewänder an, die von Gold und Edelsteinen strahlten. Auch das Gefolge mußte sich auf das beste schmücken und die Diener mußten Kisten mit kostbaren Geschenken, Perlen, Diamanten, Gold und seltenen Gewürzen bereit stellen, die sie dem Kinde überreichen wollten. Dann zogen sie weiter. Der Stern aber ging ihnen voran, bis er über einem halbverfallenen Gemäuer draußen vor dem Städtchen stille stand und

einen breiten Lichtſtrom auf die Ruine niederfluten ließ. Aber auch aus dieſer ſtrahlte himmliſcher Glanz hervor.

Dort alſo mußte der Herr der Welt geboren ſein. Die Könige ſprangen von ihren Reittieren, und nur von wenigen Dienern begleitet, die koſtbare Geſchenke zu tragen hatten, nahten ſie in ſtummer Andacht. Am Eingang zur Höhle drängten ſich armſelige Hirten, die notdürftig gekleidet waren, und machten ehrfurchtsvoll Platz. Die Könige traten ein, aber vor lauter Lichtglanz ſtanden ſie da, ſtumm vor Staunen. In einer armſeligen Krippe lag das Kindlein, um deſſentwillen ſie ſo weit hergekommen. Maria, die Jungfrau und Mutter, kniete daneben und bewachte den Schlaf des Kindleins. Hinter ihr ſtand St. Joſef, der Nährvater auf einen knotigen Stab geſtützt. — Da ſanken die Könige in tiefſter Ehrfurcht auf die Knie nieder, breiteten ihre Arme aus und beteten in ſtummer Andacht. — Und als die Könige ihr Augen hoben und dem Kinde das Opfer ihrer Gaben bringen wollten, da ſchämten ſie ſich faſt ihrer königlichen Gewänder und ihrer königlichen Pracht. Hinter ihnen ſtanden die Diener mit ihren Geſchenken — und wußten ſie nicht, was ſie ſchenken ſollten. Dieſer Majeſtät der Armut gegenüber fühlten ſie ſich arm, bettelarm. — Wie geiſtesabweſend griffen ſie zu, und Melchior, der König von Nubien, opferte dem Kinde dreißig goldene Pfennig und einen goldenen Apfel, den einſt Alexander der Große hatte anfertigen laſſen, zum Zeichen, daß er die ganze Welt wie den Apfel in ſeiner Hand zu halten vermöge. Balthaſar opferte Weihrauch und Kaſpar Myrrhen. Wie er der Mutter die Myrrhe reichte, da gewahrte er, daß eine plötzliche Traurigkeit ihr Geſicht beſchattete, als ob ſie eine Vorahnung von dem bitteren Leiden und Sterben ihres Kindes hätte. Und als Maria dem erwachten Knäblein den goldenen Apfel zeigte, da ward er zu Aſche, als wollte er ſagen: „Mein Reich iſt nicht von dieſer Welt.“ —

Und nachdem die Könige ihre Huldigung und Geſchenke dargebracht, kehrten ſie zu ihrem Gefolge zurück und durchbrachten da die folgende Nacht. Während des Schlafes aber forderte ſie ein Engel auf, nicht mehr zu Herodes zurückzukehren, wie ſie verſprochen hatten. In aller Frühe des folgenden Tages brachen ſie auf und ſuchten auf einem andern Wege, als ſie gekommen waren, ihre Heimat wieder zu erreichen. Es war eine lange, beſchwerliche Reiſe. Solange der Stern ſie führte, reiſten ſie ohne zu eſſen und zu trinken und zu ſchlafen, und ſo hatten ſie den Weg in dreizehn Tagen zurückgelegt. Jetzt aber brauchten ſie zwei Jahre bis ſie beim Berge Vaus anlangten, den ſie ſich als gemeinſchaftliches Ziel gewählt hatten. —

Zur Erinnerung an den wunderbaren Stern und an den Lehrer Balaam ließen ſie auf dem Gipfel des Berges einen wundervollen Tempel errichten. Doch wurden keine Götzenbilder aufgeſtellt, nur ein hoher Obelisk mit einem goldenen Stern zierte die ſäulengeſchmückte Rotunde. Im Innern herrſchte geheimnisvolles Halbdunkel und erfüllte die Seele des Beſuchers mit heiligem, ehrfurchtsvollem Schauern.

Nachdem der Bau vollendet und die Könige am Grabe Balaams geopfert hatten, kehrten ſie wieder in ihre Königreiche zurück.

(Fortſetzung folgt.)

*

Weihnacht

Es ſenkt ſich leis die heilige Nacht
Zur dunklen Erde nieder,
Und Friede tönt's vom Himmelszelt,
In jeder Bruſt es wieder.

Hell ſtrahlt der grüne Weihnachtsbaum
Im Glanz der bunten Kerzen,
Ein Traum, ſo ſüß, ſo wunderſam,
Erwacht in aller Herzen.

Ein Engel ſchwebt zum Erdenland
Mit froher Botſchaft heute,
Er kehret ein in dem Palaſt,
Im Hüttchen auf der Heide.

Dort, wo ein Herz verlaſſen klagt,
Wo ſtill zwei Augen tränen,
Und ſich nach längſt vergangenem Glück
Geſtorbener Liebe ſehnen.

Da trägt er neu die Hoffnung hin,
Der Chriſtnacht frohe Kunde,
Sanft, mit der Liebe Zauberſtab
Heilt er die tiefſte Wunde

Ein jeder ſieht, ob einſam er,
Ob auch das Herz voll Qualen,
In dieſer Stund am Himmelszelt
Auch ſich ein Sternlein ſtrahlen.

Und Friede tönt's im Weltenall,
Die Abendglocken klingen,
Still ſegnend ſenkt die heilige Nacht
Zur Erde ihre Schwingen.

Vom Umgang mit sich selbst

Von Robert Linhardt.

Dr. Robert Linhardt, Stiftsprediger an St. Kajetan in München, der allsonntäglich die Katholiken Münchens, vornehmlich die gebildeten Kreise, um die altehrwürdige Theatinerkanzel schart, beweist in zwei neuen Büchern, daß er das geschriebene Wort zu meistern versteht wie das gesprochene. Beide Bücher kommen vom praktischen Leben her. Sie werden Gläubige und Zweifler fesseln. Wir geben eine Probe aus dem Bande „Das Leben ruft“. Der andere Band heißt: „Von Menschen und Dingen der Zeit“. Jeder Band kostet 3 M., in Leinwand 4 M. Erschienen sind sie bei Herder, Freiburg i. Br.

Als wir in der Schule das ABC des Briefschreibens lernten, da sagte man uns, man solle als gesitteter Mensch einen Brief nicht mit „Ich“ anfangen, man solle überhaupt möglichst wenig von sich selber und mehr vom andern sprechen. Und soviel wir später an gutem Ton dazu gelernt haben, es drehte sich meist um eine Beschneidung unseres lieben „Ich“. Die Ungenierten haben das nicht ertragen, haben beizeiten auf den guten Ton und die andern Fußangeln der Bewegungsfreiheit verzichtet und sind zum Entsetzen ihrer Erzieher, ihrer Umgebung den „eigenen“, den angeborenen, den persönlich zusagenden Weg gegangen. Uns andern aber ist es in der Seele haften geblieben, daß fast aller gesellschaftlicher und sittlicher Fortschritt erkauft werden muß mit irgend einer Hinschlachtung unser selbst.

Diese Meinung hat sich auch in unsere christliche Lebensauffassung hineingestohlen. Der erscheint vielen als der christlichste aller Christen, der am weitesten über sich selber hinaus ist; der alles, was bittend und fordernd aus seinem eigenen Wesen heraufkommt, sofort unerhört hinunterschluckt, hinunterschickt; der Gott und Welt und Menschen und alles liebt, nur sich selber haßt. „Selbstverleugnung“ heißt der aszetische Trumpf, mit dem mancher alles natürliche, alles Naive in sich glaubt niederstechen zu müssen. Und er meint gar noch, Gott damit einen Dienst getan zu haben — demselben Gott, der dieses verhaßte, verschmähte Ich so sehr geliebt hat, daß er sein Leben dafür hingab. Und dann wundern wir uns, daß unter den Trägern des wahren Glaubens so viele ungenießbare Menschen sind — am ungenießbarsten sich selber!

Weil nach dem Gesagten Wahrheit und Irrtum nirgends so nahe beisammen liegen wie in der Betrachtung und Behandlung unser selbst, und weil der Christ nicht nur mit Menschen und Tieren, sondern vor allem auch mit sich selber ein „Christ“ sein soll, dürfte ein Wort über die christliche Selbstliebe wohl am Platze sein.

Das „Ob“.

Ob wir uns selber lieben dürfen, vielleicht lieben müssen, ist durchaus keine müßige Frage. Ein bibelfester Christ wird da sofort mit allen möglichen Schwierigkeiten kommen. Hat nicht Jesus nur ein Gebot der Gottesliebe, der Nächstenliebe, aber keines der Selbstliebe gegeben? Hat er nicht gesagt, wer sein Leben erhalten will, wird es verlieren? (Luk. 17, 33.) Steht nicht selbst bei Johannes, dem Jünger der Liebe, das Wort: „Wer seine Seele in dieser Welt haßt, wird sie zum ewigen Leben bewahren? (Joh. 12, 25.) Hat nicht Jesus die Selbstverleugnung (Matth. 16, 24), den Haß gegen die eigene Seele

(Luk. 14, 26) zum Weſensinhalt ſeiner Jüngerſchaft gemacht? Lauter Texte, die nicht nur unſern Leib in ſeiner Ungebührlichkeit, die nicht nur dieſes und jenes, ſondern unſer ganzes Weſen, unſere „Seele“ zu entwerten ſcheinen. Alſo die Frage nach dem „Ob“ will eine Antwort.

Nach dem Ob fragen auch die ſchlimmen Erfahrungen, die wir mit denen machen, die ungehemmt ſich ſelber lieben, ihrem eigenen Belieben, ihrem Vorteil, ihrer Entfaltung und Auslebung. Nach dem Ob fragen auch jene Philoſophen, die es geradezu als unſittlich bezeichnen, ſich ſelber zu lieben, für ſich ſelber etwas zu tun; die meinen, der ſittliche Menſch müſſe das Gute um des Guten willen tun und dürfe dabei nie an ſich ſelber denken. Nach dem Ob fragt auch unſer Ich, das ehrlich genug iſt, ſich nicht in allem liebenswert zu finden.

Doch hier ſind wir ſchon an der Brücke der Verſtändigung. Was iſt das: unſer „Ich“, unſer ſelbſt? Sind das unſere Hände, Füße, Gedanken, Wünſche, Tugenden, Sünden; iſt es unſer Leib oder unſere Seele? Da gibt es nur eine Antwort: Unſer Ich deſſen Liebeswert in Frage ſteht, das iſt der „ganze Menſch“. Wie ihn Gott erſchuf. Mit Leib und Seele, mit Gedanken und Wünſchen, mit Idealen und Verſuchungen, mit Tugenden und Sünden — der ganze Menſch. Ein Menſch, ungefähr ſo gut und ſchlecht wie alle andern, die er nach Gottes Gebot unzweifelhaft lieben muß. Ein Menſch, gleichberechtigt mit allen andern, für die Jeſus als Erlöſer kam und ſtarb. Ein Menſch den Gottes Vaterauge ſucht, gleichviel ob es ihn unter den guten oder den verlorenen Söhnen ſuchen muß. Ein Menſch, dem wie allen andern Gnade und Seligkeit angeboten iſt. Ein Menſch, der ohne Zweifel von allen andern Liebe erwarten darf; ein Menſch, den wir ohne Zweifel lieben müſſen, dieſem einzigen Menſchen auf der ganzen Welt, ſollen wir unſere Liebe verſagen — nur weil dieſer Menſch wir ſelber ſind?

Da geht unſere Vernunft, unſer Gewiſſen nicht mehr mit. Es muß offenbar eine Verwechslung unterlaufen ſein. Wir kennen und erleiden in uns genug Dinge, die wir wahrhaftig nicht lieben können: Verſuchungen, Schwächen, Sünden, Elend aller Art — den alten ſündigen Adam. Den muß Gott zur Rede ſtellen, den kann kein Menſch lieben, dem müſſen auch wir ſelber Fehde anſagen für immer. Aber wahrhaftig, wir ſind doch nicht „nur alter ſündiger Adam“. Es iſt doch auch Gutes, Harmloſes, Schönes, Göttliches in uns. Eine Seele, nach Gottes Ebenbild geſchaffen. Kräfte, die zu guten Werken tauglich und gewillt ſind. Gnaden, die unſer Weſen entſühnt und geadelt haben. Werte, an denen Gott und Menſchheit intereſſiert ſind. Leiſtungen, von denen andere zehren können, die andere ohne uns entbehren müßten. Ein Menſch, der trotz ſeiner Nerven, ſeiner Fehler, ſchließlich nichts dafür kann, daß er geboren und ſo geboren wurde. Der zum mindeſten Erbarmen mit ſich ſelber haben muß, wie er es mit jedem andern hätte, der in der gleichen Lage wäre wie er ſelber.

(Schluß folgt.)

Das Meßbuch jedes Kirchenbesuchers: **SCHOTT**
Ausgaben für jedes Alter, jeden Stand, jeden Anspruch
Von S. H. Papst Pius XI. empfohlen. In allen Buchhdlg.